Zeitschrift: Der Freidenker [1927-1952]
Herausgeber: Freigeistige Vereinigung der Schweiz
Band: 10 (1927)
Heft: 20

Artikel: Religiöse Aufklärung im Mittelalter : I. Pierre Abälard
Autor: Tyndall, Paul
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-407458

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

BERN, 31. Oktober 1927. DER Nr. 20 - 10. Jahrgang.

FREIDENKER

ORGAN DER FREIGEISTIGEN VEREINIGUNG DER SCHWEIZ

Erscheint regelmässig am 15. und letzten jeden Monats

Adresse des Geschäftsführers: Geschäftsstelle der F. V. S. Postfach Basel 5 Postcheck-Konto Nr. V. 6915

Einer neuen Wahrheit ist nichts schädlicher als ein alter Irrtum.

Goethe.

Abonnementspreis jährl. Fr. 6.— (Mitglieder Fr. 5.—) Inser.-Ann.: Buchdr. Tscharnerstr. 14a Feldereinteilung 1/32, 1/16, 1/8 S. etc. Tarif auf Verlangen zu Diensten

Religiöse Aufklärung im Mittelalter.

Von Dr. Paul Tyndall-Wien.

I. Pierre Abälard.

Mit Recht gilt das Mittelalter als die finsterste Menschheitsepoche. Die unumschränkte Herrschaft der Kirche sorgte durch Bannflüche und Kreuzzüge, durch Inquisition und Hexenprozess, durch Tortur und Scheiterhaufen für Niederhaltung jeder »unchristlichen«, das heisst jeder freiheitlichen oder sozialen Regung. Nur dass diese Finsternis des Mittelalters nicht etwa mit dem geschichtlichen Ende dieser Epoche, mit dem Jahre 1492 aufgehört hätte. Im Gegenteil: die schlimmsten Greuel brachte das XVI. und XVII. Jahrhundert; noch 1782 fanden Hexenverbrennungen statt; und erst die grosse französische Revolution von 1789 war der Beginn einer menschlicheren Epoche, wenn leider auch heute noch, insbesondere in den faschistischen Ländern, das Mittelalter schändlich regiert.

Trotz der trostlosen mittelalterlichen Nacht aber leuchteten selbst damals aufklärende Lichter, Geistessterne, die das Dunkel zu erhellen wagten: Nicht bloss im Sinne eines gereinigten Christentums, also innige Christen, die eben wegen ihres Glaubens Reformatoren werden mussten, sondern direkt im Sinne einer Vernunftsreligion, also Deisten und sogar freie Denker. Es ist staunenswert, was für scharfe, klare und mutige Gedanken damals schon niedergeschrieben wurden, meist von Theologen, die es auch schwer zu büssen hatten; es ist aber auch betrübend, insofern, als wir uns heute noch wegen derselben Ideen herumschlagen und quälen lassen müssen.

»Wie denn? Muss man sich nicht wundern, dass im Lauf der Zeit die menschliche Einsicht in allen Dingen wächst; aber im Glauben, der am meisten von der Gefahr des Irrtums bedroht ist, besteht kein Fortschritt?« So fragt Abälard wörtlich schon vor 800 Jahren und meint, die Aufklärung müsse auch auf religiösem Gebiet verbreitet werden, unbekümmert um alle Vorurteile, in welche Erziehung und Gewohnheit, Gehorsam und Ueberlieferung uns verstrickt haben. Wer sich zu einer der überlieferten Religionen bekennt, muss dieses Bekenntnis durch Kritik und Beweisführung gewonnen haben und jeden Augenblick in eine freie Auseinandersetzung mit anderen Denkern eingehen können und zeigen, dass seine Konfession ihm nicht als Erbe der Väter, sondern als Ausdruck selbständig erworbener Ueberzeugung gelte.

Abälard (1079—1142) war aber auch ein geistig besonders hochstehender weltgewandter Geistlicher und Gelehrter, der Tausende begeisterter Anhänger gewann. Zu einer Schülerin, der um 20 Jahre jüngeren Heloise, entbrannte der 37jährige an heftiger Liebe. Er entführte sie aus dem Hause ihres Vormundes und Oheimes, des Domherrn Fulbert in Paris, nach der Bretagne, wo sie einen Sohn gebar. Abälard wollte die Geliebte heiraten, aber nur insgeheim, um für seine geistliche Laufbahn nicht unmöglich zu werden. Heloise hat denn auch nach ihrer Rückkehr die stattgefundene Vermählung geleugnet. In wilder Rachsucht liess der Vormund den Abälard nächtlich überfallen und — entmannen, kastrieren! Der Unglückliche zog sich ins Kloster zurück, fern der Geliebten. Als er wieder seine Schule eröffnete, strömten die Schüler zahlreich herbei.

Von seinen Werken erregte insbesondere seine »Einleitung in die christliche Theologie« wegen seiner skeptischen Auffassung der Dreieinigkeit den Widerspruch der Kirche. 1121 wurde Abälard wegen Ketzerei ins Kloster gesperrt: ergreifend seine »historia calamitatum«, die Geschichte der Qualen, die er dort erdulden musste, und der berühmte Briefwechsel des entmannten, aber immer noch liebevollen Abtes mit der fernen Lebensgefährtin und Nonne, die bis zum letzten Atemzug ihm in glühender Liebe anhing. Abälard blieb trotz der Verfolgung ein lebens- und liebebejahender Anhänger der Vernunft. Er wollte sich das Forschen nach Wahrheit nicht rauben lassen. Denn nach seiner Auffassung darf eine Lehre nicht darum geglaubt werden, weil sie von Gott gegeben, sondern nur soweit sie durch die Vernunft als richtig erkannt worden ist. Besonders denkwürdig ist sein »Gespräch zwischen einem Philosophen, Juden und Christen«. Darin stellt er das Sittengesetz, das älter als alles ist, was übernatürliche Offenbarung heissen mag, als das der Menschennatur wichtigste hin. Bevor noch die peinlichen Gesetze der fünf Bücher Moses verkündet und niedergeschrieben waren, haben z. B. Abel, Henoch und Abraham wohlgefällig vor dem Herrn gelebt. Zur Tugend der Seele genüge die Liebe Gottes und der Menschen. Christus war mehr Reformator des reinen Sittengesetzes als Religionsstifter. Abälard wendet sich also gegen die Ungereimtheiten der Offenbarung. Jesus, der in der irdischen Geschichte lediglich als Sittenlehrer aufgetreten ist, hat seine Offenbarung nur symbolisch gemeint; die Himmelfahrt sei nur ein Symbol des durch Jesus erlangbaren Seelenaufschwunges. Viele Uebernatürlichkeiten erscheinen sogar dem Abälard bereits als unvereinbar mit der Weltanschauung seines Jahrhunderts. Wo soll beispielsweise die Hölle ihren Platz finden, wo der Raum für die Tausend Milliarden sein, die gleichzeitig gerichtet werden sollen? Derart gibt er die Autorität der Bibel preis, die für ihn ein überwundener Standpunkt ist. Auch müsse man das dogmatische Christentum der Gegenwart und das Urchristentum wohl auseinanderhalten und eben dieses, nämlich das Christentum Christi, als das allein entscheidende betrachten. Vor Allem aber sei die Vergleichung der Religionen untereinander unabweisbar. Damit ist ausgesprochen, was das damalige Zeitalter durch seine Judendisputationen und seine Kreuzzüge bereits praktisch mit sich gebracht hat: das Zueinanderkommen der Völker, der Religionen; zunächst wohl in feindseliger Absicht, dann aber bei Waffenstillstand auch in friedlicher Disputation und Aussprache. Und so treffen sich auch bei Abälard der Jude und der Christ auf dem gemeinsamen Boden einer natürlichen Religion, auf welchem nun die Streitigkeiten über den Vorzug ihrer Konfession beginnen. Aber zur Entscheidung kommt es in dem Gespräch nicht, denn sie soll ja nicht dekretiert werden; es ist ja der ganze Zweck des Gespräches, die Vernunft an Stelle der Autorität zu setzen. So tritt denn auch nicht der gewählte Richter in Tätigkeit vielmehr mag jeder die von ihm durch Denken gewonnene Anschauung selber wählen: statt der Autorität und des Zwanges die Toleranz. Die wahre Religion ist die Religion des Sittengesetzes, der Humanität.

Und noch mutigere Gedanken sind in den anderen Schriften Abälards niedergelegt. So sagt er in einer vom Henker verbrannten »Einführung in die christliche Theologie«, dass

die Periode der Autorität dem Ende nahe sei und eine andere sich ankündige. Heutigentages dürfe nur gelten, was sich als Wahrheit beweisen lässt. Nicht die Ueberlieferung ist die Bürgin, sondern die Kritik. Nicht Gläubigkeit, sondern Zweifel ist der Weg zur Wahrheit. Seltsam, dass Abälard bei solchen Aeusserungen nicht wie viele Zeitgenossen den Ketzertod erlitt; vielleicht hat ihn, den Geistlichen und Weltmann, den Asket und Genussmenschen, die Sympathie des Papstes davor bewahrt. Im Tode wurde er mit seiner Heloise vereint. Das Grab des berühmten Liebespaares gleich beim Eingang zum Père Lachaise in Paris schmückt ein liebliches Denkmal.

Glaube und Aberglaube.

Von Otto Wolfgang, Wien.

»Aberglaube ist Glaube« behauptet ein Volkssprichwort und hat damit vollkommen recht; denn wer könnte die Grenzen ziehen zwischen diesem und jenem, könnte definieren, was weniger, was mehr Aberglaube ist, da doch alles nur darauf hinzielt, sich höhere Geister gewogen zu machen, durch gewisse Zeremonien Glück und langes Leben zu erhalten?

»Abergläubisch ist — erläutert der Talmud — wer auf Zeit und Stunde Gewicht legt und spricht: Dieser Tag ist der Reise günstig, jener bringt dem Käufer Gewinn; wer es als böses Omen betrachtet, wenn ihm ein Stück Brot aus dem Munde oder der Stab aus der Hand fällt, wenn ihm ein Rabe entgegenkreischt oder ein Hirsch über den Weg läuft.« Und auf einer anderen Seite wieder lehrt er, dass, wer in einem Bette schläft, dessen Kopfende nach Norden gerichtet ist, männliche Nachkommenschaft erhalten und seine Frau keine Fehlgeburt erleiden werde. (Berakhot 5b.) Und aus dem Traktat Baba meziah ersehen wir, dass die bösen Geister, deren eine Unmenge im Gehirn des Bibelvolkes spukte, über den Gewalt bekämen, der eine gerade Zahl von Bechern Weines trinkt.

Und soweit der Glaube schon gegen seinen Zwillingsbruder, den Aberglauben, zufelde zieht, so wird sich doch nie feststellen lassen, welcher der einander zum Verwechseln ähnlichen Gesippen just gesiegt habe. Der Unglücksrabe ist noch heute jedermann bekannt wie die böse Dreizehn. Zwölf Monate sind die Regel, in jedem »regiert« ein anderes der zwölf Tierkreis-Sternbilder. Was darüber ist, ist, weil überzählig, bösgesinnt wie die Hexe im Märchen, die zum Geburtsfest nicht war geladen worden und dennoch kam. Die Babylonier wie nach ihnen die Hebräer schalteten zum Ausgleich ihres Mondjahres mit dem Sonnenjahre zu gewissen Zeiten einen dreizehnten Monat ein, der dem Sternbild des »Raben« zugehörte. Darum sind 13 und Rabe unheilvoll geworden! [1])

Als letzter (d. h. weitestentfernter) und daher unheilbringender Planet gilt auch der Saturn, dem der letzte Wochentag, der Sabbath (vom hebräischen Schabbathstern), englisch daher Satur-day! geweiht ist; darum unternehmen die frommen Juden an ihm nichts, weil alles übel ausschlagen müsste, und in Deutschland scheut man sich sogar, diesen Tag zu benennen, weshalb er bloss »Sonnabend« (Vorabend zum Sonntag) heisst!

Am Sabbathabend erhalten gar die Seelen der Toten Ausgang, weshalb in der Oberpfalz, am Rhein und andern katholischen Gegenden dann ein Lämpchen angezündet wird, denn durch Licht — dies ist in der Herbst- und Winterzeit sehr oft nötig (vgl. Weihnachten, Maria-Lichtmess, Allerseelen, Chanuka [2]) usf.) — kann man Dämonen und Totengeister verscheuchen. [3])

Ueberhaupt lebt der Seelenglaube (Animismus und Fetischismus) bei uns noch in tausend Bräuchen und Vorstellungen; ich habe mich darüber ausführlich in meiner Abhandlung »Karneval, Seelenkult und Fruchtbarkeitzauber« (»Freier Gedanke«, Bodenbach, CSR, VII. Jahr, Nr. 4—6, 1926) ausgelassen. Das sogen. »Todaustragen« und die verschiedenen Frühlingsbräuche müssten in einem gesonderten Aufsatz behandelt werden. Hier sei nur an gewisse Bräuche nach einem Todesfall gemahnt, die dahin zielen, die Seele aus Haus und Hof gründlich zu verjagen und ihre Wiederkunft möglichst zu verhindern; in vielen Gegenden Deutschlands öffnet man Türen und Fenster, weht (die »Seele«) mit Tüchern zum Fenster hinaus, wie der mongolische Schamanenpriester bei einem Begräbnis mit einem Stocke zum gleichen Zwecke hinter sich schlägt; man schüttet Wasser hinter den Sarg und über die Schwelle, und zerschlägt ein Wasserglas, daran der hartnäckige Geist könnte haften bleiben (auch in China wird eine Vase beim Hinaustragen einer Leiche zerschlagen; daher bringen Scherben Glück, indem den Dämonen ein Schlupfwinkel zerstört wurde), weckt alle Schlafenden der Umgebung wie auch die Bäume, die »wachgerüttelt« werden, um die Seelen abzuschütteln, weil sonst die Obstbäume eingehen würden. Besonders gern weilen die Seelen auf Schwellen, daher darf man auf ihnen kein Holz spalten, nicht zu hastig Wasser vor die Türe schütten usf. Die Leiche eines Erhenkten musste im Mittelalter durch ein Loch aus der Wohnung geschafft werden,

[1]) Dass mit der Nacht (wo sich der naive Mensch allerhand unsichtbaren Gespenstern ausgesetzt glaubt) zusammenhängende Tiere wie Eule, Käutzchen, Schakal gespenstischen Charakter bekamen, ist leicht einzusehen. Zu ihnen kommen im Alten Testament noch die Strausse (vgl. Jes. 13, Zephanja 2, 14, Jesaja 34, 13), auf denen (oder in deren Gestalt) bei den Arabern die Gespenster (Ghule) erscheinen. Von Feldteufel, Kobolden, die mit den Wüstentieren kommen, spricht z. B. Jes. 34, 14. In der Wüste (wohin die Juden den »Sündenbock« jagten, wo Jesus vom Satan versucht wird), waren Hölleneingänge.

[2]) Dieses Lichterfest war vor der nationalistischen Makkabäerzeit die Sonnwendfeier des syrischen Sonnengottes Belsamin (Kronos-Helios) und wurde, weil im Volke so unausrottbar wie unser Yulfest, erst später zum »Tempelweihfest« uingedeutet.

[3]) Der Sinn des Totenlichtanzündens ist den meisten verlorengegangen. Näheres über Sabbath in meinem Aufsatz »Sabbat und Sonntagsruhe« in »Freidenker«, Wien, August 1925.

Feuilleton.

Die Arbeit.

Der Landmann hat sein Korn der sorglichen Erde übergeben, er hat die Erde gepflügt, er hat die Frucht geschnitten, sie wandert zur Mühle, der Bäcker bereitet uns aus dem Produkt das Brot, das wir essen und das uns erhält und uns die Kraft gibt, zu leben und zu wirken. Das Glas, aus welchem wir trinken, die Kleider, die unseren Leib schützen und zieren, sie sind die Frucht tausendfältiger, emsiger, gewissenhafter Arbeit.

Das zwingt uns zum Respekt vor der Arbeit, das legt uns die Pflicht auf, das Produkt derselben nur dann zu geniessen, wenn wir willens sind, es dem Unbekannten, der hinter diesen Produkten menschlicher Tätigkeit auch für uns gearbeitet hat, zurückzugeben und zu lohnen dadurch, dass wir hinwiederum für ihn und für alle anderen nach dem Masse unserer Kräfte wirken, arbeiten, produzieren.

Wir dürfen doch nicht glauben, dass die Arbeit, deren Frucht wir Tag um Tag geniessen, im Ernste bezahlt werden könne durch Geld! Was ist Geld? Was ist Gold? Nichts, rein gar nichts als der Ausdruck des Wertes der Arbeit in Form der geschaffenen Produktion. Die Summe dieses Wertes ist keine konstante auf der Welt, sondern eine ausserordentlich variable Grösse, und es ist ganz selbstverständlich, dass sie sich vermindern muss, wenn wir aufhören zu arbeiten und uns damit begnügen, von den geschaffenen Werten zu leben und zu zehren.

Das ist es nun, was die Menschheit in den letzten Jahren getan hat, genau das, und von daher rührt diese unendliche Armut der Welt, unter welcher wir heute alle leiden. Und wenn wir nach Mitteln und Wegen suchen, um diese Armut zu überwinden, dann darf es nicht sein, dass wir in den alten Fehler verfallen und wiederum versuchen, einer sozialen Schicht in unbarmherziger Weise so viel aufzubürden, bis sie zusammenbricht und aufschreit in Schmerz und Bitterkeit, in Hass und Fluch über die Ungerechtigkeit ihrer Mitmenschen. Dann müssen wir neue Mittel anrufen, neue Wege gehen, und diese weisen zunächst nach der Richtung des Prinzips der Oekonomie vorhandener Kräfte.

So wie der einzelne Mensch angefangen hat, sich einem besonderen Berufe zu widmen und das, was er in seinem Berufe zur Ausübung desselben und zur Befriedigung seiner Lebensbedürfnisse nicht selbst erzeugt, sondern auf dem Umwege des Geldes von anderen Arbeitenden erwirbt, so wie sich die Produktion innerhalb eines Landes mehr und mehr spaltet und spezialisiert, weil sie auf diese Weise besser und ökonomischer vonstatten geht, ebenso muss der Arbeitsprozess nach dem Prinzip der Kräfteökonomie mehr und mehr unter die einzelnen Völker der Erde verteilt werden und jede Produktion muss da ausgeführt werden, wo sie natürlicherweise zuhause ist.

Die Menschen aber, sie sollen gelehrt werden, nicht mehr jeder für sich zum Schutze gegen die anderen zu erzeugen, sondern sich zusammenzufinden zur gemeinsamen, friedlichen Arbeit, zur gemeinsamen tüchtigen Produktion und zum gemeinsamen freien Genuss der Erträgnisse, die sie hervorbringen.

Alles, was einer Vergeudung der Produktion und der produktiven Arbeit gleichkommt, sollte in Zukunft systematisch vermieden werden; alles, was die Menschen hindert, sich leichter zu verstehen, sich besser zu finden, sich mehr und mehr zu begreifen und zur brüderlichen gemeinsamen Arbeit zu verbinden, muss abgebaut werden und für immer verschwinden.